

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 20 (2007)
Heft: [11]: Wohnzukunft in Zürich : ein Wettbewerb

Artikel: Die Geschichte : vorwärts mit Rückblick
Autor: Schärer, Caspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

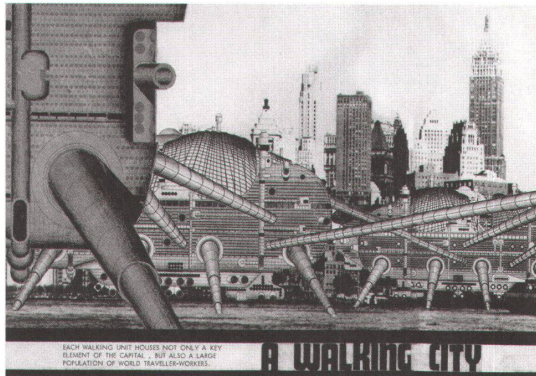
Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorwärts mit Rückblick

Text: Caspar Schärer

Im turbulenten 20. Jahrhundert waren die Genossenschaften zwar durchaus risikofreudig, doch waren sie auch immun gegen allzu waghalsige Wohnexperimente. Ihre jahrzehntelange Erfahrung im «Bewirtschaften» von Gemeinschaft wird in Zukunft eine immer grössere Rolle spielen.



1 «A Walking City», eine Utopie der Archigram-Gruppe, Collage von Ron Herron, 1964. Foto: Christian Wachter, Kunsthalle Wien

2 In den Fünfziger- und Sechzigerjahren zählte allein die Masse. Hier in der Überbauung «Vogelbuck», Effretikon. Foto: Bildarchiv ETH-Bibliothek, Zürich

3 Die Überbauung «Sihlbogen» in Zürich-Leimbach wird den Anforderungen der «2000-Watt-Gesellschaft» genügen. Rendering: Dachler Partner Architekten

«Wie wohnen wir morgen?», fragten der Verband für Wohnungswesen und die Stadt Zürich in ihrem Ideenwettbewerb. Die Teilnahmebedingungen waren offen formuliert, die Beiträge sollten frei von äusseren Zwängen wie Baurecht, Finanzierung, formellen Spitzfindigkeiten und ähnlichen Ärgernissen in die Zukunft blicken. Bei einer solchen Ausgangslage ist schnell der Begriff «Vision» zur Hand. Dieser wurde schon zu oft ge- und missbraucht, sodass er nicht mehr weiterhilft. Halten wir uns an das Diktum von Bundeskanzler a. D. Helmut Schmidt: «Wenn Sie Visionen haben, gehen Sie zum Arzt.» In der Wettbewerbsausschreibung taucht der Begriff übrigens nicht auf. «Wie wohnen wir morgen?» erfordert die scharfe Analyse der Gegenwart und eine mutige Interpretation der Zukunft. Doch selbst die Zukunftsforschung ist davon abgekommen, sich eine einzige Zukunft vorzustellen. Vorbei sind die Zeiten, als eine allein selig machende Idee die Zukunft erzwingen wollte, um dann mit Getöse zu scheitern. Man ist vorsichtiger geworden – was nicht heisst, dass man keine Ideen mehr hätte. Gerade die weitergehende Auseinandersetzung mit dem Wohnen beschäftigt Architektur und Städtebau in zyklischen Schüben. Die Wohnung scheint die ideale Folie darzustellen, um darauf die gerade vorherrschenden Gesellschaftsmodelle zu projizieren. Kirchen, Rathäuser, Opernhäuser und Museen sind zwar genauso ein Abbild ihrer Gesellschaft, aber nur im Wohnungsbau – so die nach wie vor herrschende Meinung in den westlichen industrialisierten Ländern – erreicht man die Herzen der Menschen. Und kann sie entsprechend beeinflussen. Damit verbunden ist der Anspruch in Avantgardekreisen, die erwünschte Gesellschaft über die Architektur und im Speziellen über die Wohnung zu «formen».

Gute Form und Utopien

Stellvertretend für die Moderne zu Beginn des 20. Jahrhunderts soll hier der Werkbund genannt werden, der viel Energie in Ideen über das Wohnen investierte. Die «gute Form» spielte dabei eine zentrale Rolle: Der Mensch sollte zur Form erzogen werden, denn nur dadurch könne er sich befreien. «Gut» waren einfache Bauvolumen ohne Ornament, eine wissenschaftlich optimierte Küche für die Hausfrau, Bandfenster und Stahlrohrmöbel. Die Klarheit der Form wurde direkt mit der Klarheit der Gedanken gleichgesetzt. Später, nach dem Zweiten Weltkrieg, als Europa wieder aufgebaut war, tauchten neue Utopisten auf: Die englische Archigram-Gruppe packte die Menschheit in «Walking Cities» oder in «Plug-in-Cities», das italienische Superstudio träumte gar von einer Gesellschaft jenseits des Leistungsprinzips, die sich gleich auch noch der Architektur entledigt.

Der Architekturhistoriker Kenneth Frampton geht in seinem Standardwerk «Die Architektur der Moderne» hart ins Gericht mit Archigram & Co. Er bemängelt die «Nonchalance» im Umgang mit den soziologischen und ökologischen Folgen ihrer Megastrukturen. Sie etablierten jedoch das Prinzip der permanenten Veränderbarkeit und den Glauben an die Segnungen der Technik. Parallel dazu wuchs im Windschatten der «Grenzen des Wachstums» (Club of Rome, 1972) eine ökologische Bewegung heran. In den Siebziger- und Achtzigerjahren waren die Birkenstock-Sandalen tragenden Freaks in farbigen Gewändern eine belächelte Minderheit. Inzwischen ist das Umweltbewusstsein in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

Mit beiden Beinen auf dem Boden

Die Wohnbaugenossenschaften gingen parallel zu den Avantgarden durch das vergangene Jahrhundert. Sie erwiesen sich aber als immun gegenüber allzu waghalsigen Experimenten. Von Beginn weg standen sie mit beiden Beinen auf dem Boden. Es galt, günstige und praktische Wohnungen in einem anständigen Umfeld bereitzustellen. Ihr revolutionärer Beitrag war die bestechende Idee, das Bauland der Spekulation zu entziehen. Sie sind nicht für den Profit da, sondern für ihre Mitglieder, die sie schliesslich mit ihren Anteilscheinen finanzieren.

Praktisch das ganze 20. Jahrhundert hindurch beschäftigten sich die Planer – nicht nur diejenigen der Genossenschaften – mit dem Problem der Masse; mehr Menschen verlangten nach noch mehr Wohnraum. Konzepte und Ideen kreisten um die Frage, wie eine grosse Menge an ansprechenden Wohnungen effizient gebaut werden könne. Bis in die Neunzigerjahre wurden die Produkte unter den Leuten verteilt, unabhängig davon, ob diese Wohnungen deren Bedürfnissen entsprachen. Die fürsorgliche Genossenschaft und auch der profitorientierte Immobilienentwickler meinten genau zu wissen, wie man zu wohnen habe. Diese Haltung wird in Zukunft immer weniger möglich sein. Die Prognosen der Demografen gehen von einer Stabilisierung oder gar Schrumpfung der Bevölkerungszahlen in Mitteleuropa aus. Der serielle Wohnblock mit standardisierten Wohnungen hat längst ausgedient.

Neue Wohnungen für neue Lebenspläne

Ausserdem verlaufen die Lebenspläne der Bewohnerinnen und Bewohner nicht mehr so linear wie einst. Eine Phase mit schlecht bezahlter, dafür selbstständiger Arbeit kann von vorübergehendem Wohlstand abgelöst werden – und umgekehrt. Eine berufliche Auszeit ist genauso möglich wie totale Konzentration auf ein Projekt. Mit den familiären Verhältnissen verhält es sich genauso: Die Schiene



3

«Verliebt – verlobt – verheiratet» ist einem Reigen aus Lebensabschnittspartnern mit oder ohne Kinder gewichen. Der postindustrielle Mensch ist flexibler, selbstständiger und wählerischer geworden. Und er gehört, ob er will oder nicht, in eine Zielgruppe, die von den Marketingabteilungen der Immobiliengesellschaften bedient wird. Bei den Wohnformen ist in nächster Zukunft vermutlich keine umwälzende Neuerung zu erwarten. Alle erdenklichen Varianten wurden durchgespielt und haben sich je nach Tauglichkeit mehr oder weniger durchgesetzt. Wohngemeinschaften haben sich als praktikable Alternative etabliert, nicht nur für Studierende und Berufsjugendliche, sondern auch am anderen Ende des Lebensweges, im Alter. Kleine Budgets können ein Grund sein für die Gründung einer WG, die Gemeinschaft ähnlich Gesinnter spielt indes verstärkt eine entscheidende Rolle.

An dieser Stelle kommen die Genossenschaften ins Spiel. Sie blicken auf eine jahrzehntelange Erfahrung in der «Bewirtschaftung» von gelebter Gemeinschaft zurück. Über die Hälfte aller Haushalte in der Schweiz werden zurzeit von einer oder zwei Personen bewohnt, Tendenz steigend. Diese Haushalte wollen nicht nur eine individuell gestaltete, maximal flexible Wohnung in der Stadt oder in deren Nähe, sie sind zudem auf ein Stück Gemeinschaft in einem attraktiven Umfeld angewiesen.

Genossenschaften mit Schlüsselrolle

«Wie wohnen wir morgen?» ist also weniger eine Frage des Grundrisses oder der persönlichen Wohnform, sondern die geschickte Verbindung von Individualität und Gemeinschaft. Dabei strahlt Gemeinschaft auf ein ganzes Quartier aus und nicht nur auf die unmittelbare Siedlung. Vernetzung heisst das Gebot der Stunde: sozusagen das Prinzip des Internets auf den städtebaulichen Massstab übertragen. Dass sämtliche Baumassnahmen in Zukunft verschärften ökologischen Massstäben in der Erstellung wie auch im Energieverbrauch genügen müssen, ist zwingend. Die postfossile Zeit wird kommen, es fragt sich nur noch, wann. Ein Weg zur Bewältigung dieser Aufgabe ist die «2000-Watt-Gesellschaft», die bloss noch einen Drittel der heute verbrauchten Energie benötigt. Als erste grössere Siedlung soll die von der Unternehmer-Baugenossenschaft Zurlinden projektierte Überbauung «Sihlbogen» in Zürich-Leimbach diesen Kriterien entsprechen.

Im Unterschied zu früher steht heute die Auseinandersetzung mit der gebauten Stadt im Vordergrund. Das Bauen im Bestand ist heute selbstverständlich, die Satellitenstadt auf der grünen Wiese ein Auslaufmodell. Punktuelle Interventionen, die durchaus einen grösseren Massstab erreichen können, leisten heute wesentliche Beiträge zur Aufwertung im Quartier, indem sie Räume und Orte neu vernetzen, die zuvor isoliert oder vernachlässigt waren. Grosse Entwicklungspotenziale schlummern noch in den Aussenräumen. Gerade in diesem Bereich leisteten die Genossenschaften Pionierarbeit. Insofern steht ihnen in der Zukunft vielleicht sogar eine Rückbesinnung auf das ursprüngliche Gedankengut bevor. In den Grenzbereichen zwischen Ökonomie, Kultur und Sozialem besetzen die Genossenschaften eine Schlüsselposition, deren Bedeutung zunehmen wird. Mit dem Rückzug des Staates von mancher öffentlichen Aufgabe und der nicht unberechtigten Kritik an rein monetärer Abgeltung gesellschaftlicher Defizite eröffnen sich neue Chancen, die genossenschaftliche Idee auch in ein weiteres Jahrhundert zu führen. •